

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 3 März 2006 121. Jahrgang

Mozart und Ratzinger

Eine Glosse aus gegebenem Anlaß

Kann man sagen, Wolfgang Amadeus Mozart, dessen Geburtstag sich am 27. Januar zum 250. Mal jährte, sei so etwas wie der Ratzinger der Musik gewesen?

Umgekehrt hat man es im vergangenen Jahr aus berufenem Munde hören können, nämlich vom Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner: Joseph Ratzinger, der neugewählte Papst Benedikt XVI., sei der »Mozart der Theologie«. Was aber verbindet Joseph Ratzinger und Wolfgang Amadeus Mozart über die Jahrhunderte und die unterschiedlichen Disziplinen hinweg, außer dass sie beide Katholiken (auch wenn Mozart einen starken Hang zur Freimaurerei hatte) und Virtuosen auf ihrem Gebiet sind?

Man wird gut tun, beim Protestanten Karl Barth nachzufragen, der in seinem Studierzimmer Portraits von Mozart und Calvin auf gleicher Höhe hängen hatte und der mit seinem Freund Hans Urs von Balthasar, der als erster Katholik ein Buch über ihn, Barth, geschrieben hatte, nicht nur über Theologie, sondern eben auch über Mozart reden konnte.

Mozart, so findet Barth an jener Stelle der Kirchlichen Dogmatik III/3, wo es um die Gefahr der Verkennung des Nichtigten geht, gehöre in die Theologie – »speziell in die Lehre von der Schöpfung und dann wieder in die Eschatologie«, weil er »hinsichtlich der in ihrer Totalität guten Schöpfung etwas gewußt hat, was die wirklichen Kirchenväter samt unserer Reformatoren, was die Orthodoxen und die Liberalen, die von der natürlichen Theologie, die mit

dem »Wort Gottes« gewaltig Bewaffneten und erst recht die Existentialisten so nicht gewußt oder jedenfalls nicht zur Aussprache und zur Geltung zu bringen gewußt haben, was aber auch die anderen großen Musiker vor und nach ihm so nicht gewußt haben«.

Der Schlüssel für Barths Mozart-Verehrung, die diesen für ihn in eine Reihe mit den großen Theologen rückt, liegt in der Erkenntnis begründet, dass Mozart hören konnte, während alle anderen immer nur sehen und reden. In einem Interview mit dem Deutschweizer Fernsehen vom 31. März 1966 führt Barth aus: »Mozart ist mir vorbildlich als ein Mensch, der hören konnte – hat stets etwas gehört, und dann hat er das in Musik gesetzt. Ich habe im letzten Winter [...], als ich krank war, Goethe gelesen, viele, viele Bände Goethe. Und dann habe ich mir den Unterschied klar gemacht zwischen einem Menschen, der hauptsächlich sieht – und das ist der Goethe –; und der Mozart war ein Mensch, der gehört hat. Und ich halte es mehr mit solchen, die hören, als mit denen, die sehen. Und darum war mir der Mozart vorbildlich, weil ich meine, als Theologe muß man zu hören verstehen – nicht nur immer zu schwätzen, sondern immer zu hören.«

Barth zufolge macht Mozart mit seiner Musik hörbar, »daß die Schöpfung [...] in ihrer Totalität ihren Meister lobt und also vollkommen ist«. Das ist nichts weniger als ein ästhetischer Gottesbeweis – wahrscheinlich der einzige Gottesbeweis, den man im nachmetaphysischen Zeitalter noch theologisch mit einer gewissen Ernsthaftigkeit vertreten

Inhalt

■ Artikel

Dr. Martin Schuck, Mozart und Ratzinger	33
Dr. Werner Ritter, Opfert ein liebender Gott seinen Sohn?	34
Ruth Harrison-Zehelein, Schiefe Ebene – Weg zur Befreiung Martin Ost,	37
Liebe Leserin, lieber Leser Hochschule,	46
Eignungsprüfung Externe C-Prüfung Fachhochschule,	37
Studiengang Adult Education GVEE,	41
Studiengang Adult Education GVEE, GVEE aktuell	39
Kurt A. Körner, Mietwert von Pfarrdienstwohnungen	41
	42

■ Aussprache

Dr. Werner Hofmann, Kirchensteuer auf neuer Grundlage	38
Herbert Reber, Bitte wieder e. Personalstand!	39
Ingo Zwinkau, 's gate!	39
Johannes Taig, Wer soll mitlesen?	39
Albrecht I. Herzog, Haus für eine -login?	40

■ Bericht

Frieder Jahnnes, Pfarrbruderschaft	42
---------------------------------------	----

■ Bücher

Christoph Jahn, Mildenberger, Klage – Lob..	44
Wolfram Nugel, Wolff, Erwachsenenbildung	44
Martin Ost, Hofmann, Spiritualität	45
Walter Schmidt, Trobisch, Mormomen	45

■ Ankündigungen

46

kann. Für den, der Ohren hat zu hören, ist damit »Ordnung geschaffen«, und zwar besser als »irgendeine wissenschaftliche Deduktion das tun könnte«. Irgendwie beschleicht einen bei solchen Sätzen das Gefühl, als würde man bei den Göttern lauschen und Dinge hören, die nicht für unsere Ohren bestimmt sind. Aber so ist es, wenn Genies über ihresgleichen reden. Bei Barth über Mozart kann sich das bisweilen so anhören: »Er hörte konkret, und so waren und sind seine Hervorbringungen totale Musik. Und indem er die Geschöpfwelt ganz ohne Ressentiment und unparteiisch hörte, brachte er eigentlich nicht seine, sondern ihre eigene Musik hervor, ihr doppeltes, aber doch übereinstimmendes Gotteslob. Er mußte und wollte eigentlich nie sich selbst äußern und produzieren, weder seine Vitalität noch seinen Herzenskummer noch seine Frömmigkeit noch irgendein Programm. Er war wunderbar frei von dem Krampf, selber durchaus etwas sagen zu müssen oder zu wollen. Er gab sich vielmehr einfach dazu her, gewissermaßen die Gelegenheit zu sein, bei der als die Stimme der Schöpfung ein bißchen Horn, Metall oder Darmsaite: die Instrumente [...] bald führend, bald begleitend, bald im Zusammenklang je ihr Eigenstes gebend, sich alle einfach hören lassen, einfach spielen durften. Er hat eine jede von ihnen zum Klingen gebracht, auch die menschlichen Affekte nur im Dienst jenes Klingens und nicht umgekehrt! Er war selbst nur Ohr für jenes Klingen und sein Vermittler für andere Ohren.«

Das verstehe, wer will.

Aber ich beginne zu ahnen, was Kardinal Meisner (vorausgesetzt, er hat Karl Barth gelesen) mit seinem Vergleich, Ratzinger sei der »Mozart der Theologie«, gemeint haben könnte: 24 Jahre lang musste Kardinal Ratzinger als Präfekt der römischen Glaubenskongregation nicht seine, sondern die Theologie des Lehramtes zum Klingen bringen und ihren Klang reinhalten, indem er sie vor allen denkbaren Disharmonien an ihren Rändern säuberte. Und in dem Maße, wie in seinen theologischen Äußerungen der objektive Gehalt der lehramtlichen Theologie mit seinen eigenen subjektiven Sprachschöpfungen nicht einfach nur korrespondierte, sondern perfekt harmonierte, war es totale Theologie; diese wollte allenfalls im mozart'schen Sinne schön sein, und das bedeutet, dass sie vor allem konkret war, indem sie die theologiepolitischen Forde-

rungen des Vatikan unterhaltsam und eloquent, auf der Höhe der inhaltlichen Debatten ihrer Zeit, zur Sprache brachte. Wie bei Mozart war es auch bei Ratzinger Ausdruck formvollendeter Virtuosität, sich so anzuhören, als bringe er nicht sein eigenes Anliegen zum Klingen, sondern stehe ganz im Dienst eines Höheren.

Natürlich hören nicht alle Mozart so, wie Karl Barth ihn gehört hat, aber es lesen ja auch nicht alle Ratzinger so, wie Kardinal Meisner dies tut. Da der

Kardinal mit ziemlicher Sicherheit nicht Karl Barths Mozart-Interpretation im Hinterkopf hatte, nutzt er vielleicht das Mozartjahr 2006, um uns zu erklären, aus welchem anderen Grund er denke, dass Ratzinger der »Mozart der Theologie« sei.

*Dr. Martin Schuck, Pfarrer,
Bensheim*

Pfarrer Dr. Martin Schuck ist Referent für Publizistik, Catholica und Kirchenrecht am Konfessionskundlichen Institut des Evangelischen Bundes in Bensheim

Opfert ein liebender Gott seinen Sohn?

Opfertod Christi – ein notwendiger Abschied?

»Auf dem Weg zu einem glaubwürdigen Christentum« (Gütersloh 2005²) sieht der Praktische Theologe Klaus-Peter Jörns, ehemals Professor für Praktische Theologie in Berlin, die Zeit für »notwendige Abschiede« gekommen, übrigens ebenso der Kirchengeschichtspräsident Matthias Kroeger in seinem Werk »Im religiösen Umbruch der Welt«, der u. a. mit Blick auf den Opfertod Christi von einem »fällige(n) Ruck in den Köpfen der Kirche« spricht (Stuttgart 2005², v. a. S. 125ff.). Im Falle Jörns zeigt das Foto auf dem Cover seines Buches symbolträchtig die Verwandlung einer Raupe in einen wunderschönen Schmetterling und visualisiert so die Botschaft des Buches: Traditionale, heute verständliche christliche Glaubensvorstellungen sind zugunsten neuer theologischer Interpretationen zu überholen. Eine Besprechung von Jörns' Buch in der Zeitschrift »Publik Forum« aus dem Jahre 2005 hält dieses – nota bene – in seiner Bedeutung für mit Hans Küngs »Christsein« (1974) vergleichbar und spricht von einem »Höhepunkt theologischen Fortschritts«.

Der Abschied vom Sühnopfertod Christi

Von den insgesamt acht theologischen Vorstellungen, die Jörns in seinem Buch als überholt vorstellt, will ich hier eine besonders herausgreifen: die Rede vom stellvertretenden Sühnopfertod Jesu Christi (Jörns, S. 286ff.).

Nach Jörns gilt zum einen: »Die christliche Sühnopfertheologie ist im Blick auf den geschichtlichen Wandel der

Opfer- und Gottesvorstellungen anachronistisch.« (S. 307ff.) Zum anderen meint er: »Die zentrale Botschaft Jesu von der unbedingten Liebe Gottes widerspricht einer Deutung seines Todes als Sühnopfer.« (S.319ff.) Dennoch habe die Kirche Jesu letztes Mahl und Hinrichtung von Sühnopferdarstellungen her gedeutet (S. 322ff.), die aber, weil sie dem Evangelium von Jesus Christus im Wege stehen, heute verabschiedet werden müssen (S. 326ff.). In Anknüpfung an das Johannesevangelium und die Didaché, die eine opferfreie Mahlfeier kennen, sich aber in der Kirche nicht durchsetzen konnten (S. 295ff.), entwickelt Jörns »opferfreie Möglichkeiten, die Hinrichtung Jesu zu erinnern« (S. 335ff.), die nicht von Sünde-Entsühnung, Gehorsam und Tod, sondern von Gotteskindschaft, Würde der Söhne und Töchter Gottes, hingabebereiter Liebe und Leben geprägt sind.

Keine Frage, Jörns Sicht der Dinge hat etwas Gewinnendes

und eine *particula veri* kann man seinen Gedanken gewiss nicht absprechen, zumal dann nicht, wenn man sich darüber im Klaren ist, dass unser aller Theologie, bewusst oder unbewusst, immer auch eine subjektive Leistung ist, die – anders geht das nicht – auf einer bestimmten Auswahl (altgriechisch: »Häresie«) aus dem biblisch überlieferten Evangelium aufruhrt, dessen komplexe Fülle wir nicht »einfach« (simplex) in den Griff bekommen.

Auf dieser Basis verfährt auch Jörns. Bei allem Respekt vor seinen Gedanken muss man kritisch Folgendes sehen: Jörns' Ausführungen zur Sache beruhen auf seiner nicht weiter hinterfragten Prämisse, die dann auch erkenntnisleitend wird: Opfer und Opfertod Jesu Christ seien antiquierte, zeitbedingte, auf jeden Fall überholte Vorstellungen, ergo heute unwichtig.

Sticht solcher Art Beweisführung?

Ich meine, nur bedingt. Schon ein flüchtiger Blick in unsere Lebenswelt und in unsere Sprache zeigt, dass Menschen »Opfer« bringen und zum Opfer werden: Flutopfer, Verkehrsoffer, Bauernopfer, Todesopfer... Menschen opfern sich für etwas, für jemanden auf, sie opfern ihre Zeit usw. Einen Altar dafür brauchen sie nicht. Ist dem so, dann ist es eben nicht schon erwiesen, dass Opfer und Opfertod überholte (theologische) Vorstellungen sind, vielmehr muss darüber ernsthaft disputiert werden.

Dabei erscheinen mir die nachfolgenden Aspekte bedenkenswert:

1. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist: Wie Gott selbst den Tod seines Sohnes verstanden hat, können weder das NT noch die spätere christliche Tradition letztverbindlich sagen. Was uns diesbezüglich nämlich überliefert ist, ist bis auf entsprechende Aussagen, die nach dem Zeugnis des NT Jesus Christus selbst zugeschrieben werden, menschliche Deutung dieses Ereignisses – genauer: Deutungen, mehrere und unterschiedliche, nicht nur eine. Näherhin sind auch die diesbezüglich Jesus Christus selbst zugeschriebenen Aussagen plural und different und beruhen auf der Rezeption von und durch Menschen. Eine zweifelsfrei identifizierbare, historisch verbürgte Selbstaussage Jesu bezüglich seines Todesverständnisses lässt sich also schwerlich ausmachen. Hier kommen wir nach Lage und Selbstverständnis der neutestamentlichen Wissenschaft nicht über Aussagen von mehr oder minder großer »historischer« Wahrscheinlichkeit hinaus.
2. Faktum ist sodann, dass die unterschiedlichen Deutungen des Lebensendes Jesu untereinander schwer zum Ausgleich gebracht und harmonisiert werden können, eben weil sie unterschiedliche Akzente setzen. Die wichtigsten Deutungen,

die in den neutestamentlichen Schriften vorkommen, sind:

- Deutung als ein göttlich »*notwendiges Geschehen*«: Der Menschensohn muss viel leiden (Mk 8,31; 14,21.49; Lk 24,44 ff.);
- Deutung als *Märtyrer- oder Prophetentod* (1. Thess 2,15; Lk 11,49 ff., 13, 34; Apg 7,52);
- Deutung mittels des *Geschieds des Leidenden Gottesknechts* (Apg 8,32 f.; 1. Petr 2,22 ff.);
- Deutung als *Versöhnung Gottes mit uns*: Gott versöhnte die Welt mit sich selber (2. Kor 5,18-20);
- Deutung als *Liebeshingabe Gottes* (Joh 3,16; Röm 8,31-34, 38 f.) bzw. *Christi* (2. Kor 5,14) an uns;
- Deutung als *Lösegeld oder Freikauf* (1. Kor 6,20; 7,13; Gal 3,13; 4,5; Mk 10,45);
- Deutung im Horizont der antiken Freundschaftsethik als *Sterben für andere/(Lebens-) Hingabe* zur Abwehr von Unheil (Röm 5,8 f.; 1. Kor 15,3; Eph 5,25);
- Deutung als *Opfer* (vor allem bei Paulus sowie noch mehr im Hebräerbrief).

3. Unstrittig ist weiter, dass *eine* dieser neutestamentlichen Traditionslinien sehr deutlich der Opfertodvorstellung verpflichtet ist; sie begegnet quer durch das NT hindurch und war offensichtlich seinerzeit für Jesu Anhängerinnen und Anhänger eine wichtige, mögliche und legitime Möglichkeit, seinen Tod »sinnvoll« zu verarbeiten und zu verstehen. Opfer und Opfertod sind dabei im Rückgriff auf das AT gewonnene und auch sonst in der damaligen (religiösen) Umwelt begegnende Größen, die sich der christliche Glaube im 1. Jahrhundert und auch danach produktiv – sicher manchmal auch sehr problematisch! – anverwandelt hat. Problematisch werden Opfer und Opfertod im christlichen Glauben in der Tat dann, wenn sie missbräuchlich Destruktion und Nekrophilie (= Todessehnsucht) legitimieren und das Blutige am Opfer herausstellen. Gleichwohl sollte über dem Missbrauch nicht der positive Gehalt von Opfer bzw. Opfertod übersehen werden.
4. In Veröffentlichungen und Diskussionen wird regelmäßig vorgebracht, dass die Opfertodvorstellung für uns heute obsolet, zu sperrig, überholt und unzumutbar sei, folglich aufgegeben und durch an-

dere, »passendere« ersetzt werden müsse.

Hermeneutisch ist es eine Grund-satzfrage und -entscheidung, ob Kriterien wie Unzumutbarkeit, Überholtheit etc. dafür ausreichen, überlieferte Sichtweisen auszuhebeln. Unzumutbar und obsolet für wen? Und warum? Wer legt die Kriterien dafür fest, und nach welchen Gesichtspunkten soll dies geschehen? Warum verzichten wir dann nicht auch auf Vorstellungen wie Gott als Vater oder als Richter und auf die Auferstehung? Sind die nicht auch unzumutbar?

Will sagen: Die Opfertodvorstellung nur deswegen zu streichen, weil sie (uns) nicht »passt«, zu sperrig, zu fremd, mit unserem (selbstgemachten) Gottesbild nicht zu vereinbaren ist, überzeugt mich nicht. Was hätten wir aus einer »Verstehens-wut« (Jochen Hörisch) heraus in 2000 Jahren Christentums-geschichte nicht alles aus der Bibel, dem Glaubensbekenntnis und dem Vaterunser streichen können, nur weil es nicht passt!? Letzteres ist meines Erachtens hermeneutisch kein passendes Argument. Es macht uns nämlich zum Herrn über Texte, statt dass wir ihnen lauschen und auf ihren Aussagewillen achten.

Im Übrigen erinnere ich daran, dass uns seit geraumer Zeit im Umgang mit alten Texten nicht nur in der Theologie, sondern auch in anderen Disziplinen wie z.B. Text- und Literaturwissenschaften im Unterschied zu den 70er Jahren der Gedanke des »Fremden« hermeneutisch wieder enorm wichtig geworden ist: Wir entdecken nämlich, dass wir am und vom Fremden, Sperrigen, Obsoleten lernen können, eben weil es fremd ist, uns herausfordert und Neues zu sehen und entdecken gibt, was wir vielleicht noch nie bedacht haben – dass wir also davon mehr lernen können, als von dem uns angeblich so Bekannten und allzu Vertrauten. Sperrige Texte und Vorstellungen wie der Opfertod lassen die uns zuhandenen und leichter handhabbaren Verstehensmöglichkeiten ja oft regelrecht »alt aussehen«. Verstehen lernen heißt heute auch, sich am Anderen, Fremden, Sperrigen abzuarbeiten und so weiterzukommen.

5. Hinzusetzen muss man, dass das Opfer bzw. das Opfertodmotiv bei

all seiner unbestrittenen Sperrigkeit und scheinbaren Antiquiertheit unserer Zeit und dem so oft geschmähten »Zeitgeist« gar nicht so unpassend und ungeläufig ist, wie die zahlreichen Kritiker der neutestamentlichen Opfertodvorstellung (die hier gleichsam auf einem Auge blind zu sein scheinen) behaupten und suggerieren: Die zeitgenössische Popularkultur nimmt in unterschiedlichen Medien und Gestalten – Film, Literatur, Comic, Videoclip etc. – diese Vorstellungsfigur begierig auf, weil sie deren Deute-, Symbol- und Mehrwert offensichtlich begriffen hat und/oder massenwirksam zu inszenieren vermag. Als glänzendes, zumindest ausdrucksstarkes Darstellungsmittel dafür hat die Popularkultur verstanden, dass *zum Leben Hingabe und Opfer gehören*. Um nur ein Beispiel neben vielen anderen möglichen (z.B. »Harry Potter«, »Matrix«, »Der Herr der Ringe«, »Star Wars«) zu erinnern: Im Mittelpunkt des Filmes *Titanic* steht eine Teenager-Romanze zwischen der unglücklich Verlobten, aus reichem Hause stammenden Rose und dem armen jungen Maler und Glücksritter Jack. Rose versucht ihrem Schicksal über die Reling der *Titanic* zu entfliehen, Jack rettet sie und zeigt ihr die wahre Liebe. Zunächst überleben beide, Jack und Rose, dann aber opfert Jack im eiskalten Ozean sein Leben, denn die Tür, auf die sie sich gerettet haben, kann nur Rose allein tragen. – Es sieht danach aus, dass die Opfertodvorstellung so etwas wie eine kulturanthropologische Konstante ist, die wir nicht unbillig und schnell aufgeben sollten, weil sonst eine wichtige Hinsicht auf einen Sachverhalt unwiederbringlich verloren ginge.

6. Im Übrigen zwingt uns niemand, die Opfertodvorstellung im Sinne einer *norma normans* (= absolute Norm) zu glauben. Es gibt, wie oben gezeigt, verschiedene Verstehensweisen des Todes Jesu. Dementsprechend sollten die Kritiker der Opfertodvorstellung aber auch ihrerseits niemanden »zwingen«, diese Deutung aufzugeben. Theologisch gesehen ist *Jesus Christus* der entscheidende Glaubensgrund, nicht aber sind es die *Ausdrucksformen* des Glaubens wie Jungfrauengeburt, Abstieg in die Hölle,

Himmelfahrt oder eben Opfertod. Aber deswegen sind letztere nicht schon gleich sinnlos oder überflüssig. Wohlverstanden haben diese Ausdrucksformen des Glaubens ihren guten Sinn darin, dass sie uns etwas zeigen, erschließen und bedeuten, was die Relevanz Christi bzw. Gottes ausmacht, und was wir vielleicht ohne sie allzu leicht und schnell übersähen.

So meine ich, dass wir als Christen auch ohne die überlieferte Vorstellung vom Opfertod an Jesus Christus glauben können. Ist es also insofern meines Erachtens nicht heilsnotwendig, an den Opfertod Jesu Christi zu glauben – der Opfertod steht ja auch nicht im Glaubensbekenntnis oder im Vaterunser –, so *können* wir gleichwohl daran glauben; demzufolge ist dann aber auch der Abschied von dieser Vorstellung, nicht »notwendig«, wie Klaus-Peter Jörns darzulegen versucht. Genau so ist die Frage, ob Gott uns nicht auch ohne den Opfertod seines Sohnes hätte erlösen können, auf Grund des eben Gesagten müßig.

7. Welche wesentlichen Einsichten für den christlichen Glauben erschließt die Vorstellung vom Opfertod Jesu Christi? Ich führe folgende vier Aspekte an:

Sie zeigt *erstens* das Sperrige, Befremdliche und Entsetzliche dieses Todes, der dem Sohn Gottes das Leben kostet.

Sie erinnert *zweitens* daran, dass man etwas oder sich selbst »aus Liebe« hingeben und opfern kann: Dabei geht es nicht um die Darstellung und Verherrlichung der Blut- und Tötungsgewalt eines Moloch-Gottes, vielmehr um die Lebeshingabe, –zuwendung und –beziehung Jesu »pro nobis« im Tod, aber auch schon während seines Lebens. »Hingabe« sehe ich dabei nicht als Alternative zu »Opfer«. Opfer meint ein Geschehen, das dort gemacht wird, wo Menschen mit ihren eigenen Möglichkeiten am Ende sind und nichts mehr für sich tun können. Ziel solchen Opfern ist Lebensgewinn, –erhaltung und –hilfe (Gerd Theißen). Jenseits eines Blut- oder Verlustgeschäftes kann also Opfer zum Lebensgewinn werden, sowohl für die, denen es zugute kommt, als auch für die, die die »Zeche zahlen«. Entscheidend ist *drittens* die Sicht,

dass sich Gott mit dem Gekreuzigten identifiziert und sich im Tode seines Sohnes selbst zum Opfer macht (Wolf Krötke, Eberhard Jüngel). Empfänger der Opfergabe ist – im bezeichnenden Unterschied zur Opfertodvorstellung in der sonstigen Antike – nicht ein mächtiger Herrscher oder zorniger Gott, der besänftigt und befriedigt werden will, sondern es sind die Menschen (Christoph Gestrich): »Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab...« (Joh 3,16).

Viertens bewahrt die Opfertodvorstellung im Sinne des ersten und zweiten alttestamentlichen Gebotes vor einem zurechtgestutzten, geschönten und harmonischen Gottesbild: Sie korrigiert die Reduktion Gottes zugunsten eines von vielen bevorzugten Lieblingsbildes auf einen nur und immer liebenden, gnädigen und verzeihenden Gott und lenkt den Blick komplementär auf die gleichsam »*anderen Seiten*« Gottes. Damit aber schützt diese Vorstellung Gottes Unvergleichlichkeit. Bei der Neigung deutschsprachiger Theologie und religiöser Mentalität zu begrifflicher Exaktheit, Klarheit und Eindeutigkeit hilft ein Blick in den einschlägigen Fundus biblischer Geschichten und signifikanter Deutungsmuster des Todes Jesu, die sich gegenseitig komplettieren, kommentieren, korrigieren und relativieren. Entgegen unserem oft selbstauferlegten Zwang zu eindeutiger Begrifflichkeit, welche zusammenzuzwingen versucht, was logisch eben nicht zusammengeht, halten die biblischen Texte das Verständnis des Todes Jesu mit verschiedenen Versionen und Deutungen offen. Dies wehrt allen Versuchen, sich ein definitives Bild von der »Sache«, um die es hier geht, und Gott zu machen. Letzteres aber erscheint mir sinn- und verheißungsvoller als alle sich eindeutig gebenden Problemlösungen.

Alles in allem

erscheint es mir damit nicht ausgemacht, dass das Christentum durch die Eliminierung der Opfertodvorstellung glaubwürdiger würde. Simpler würde es dadurch zweifelsohne – aber können wir das wollen?

Nachwort

»Verstößt Gott mit solchem Opfer nicht gegen das 5. Gebot?« »Opfert nun ein liebender Gott seinen Sohn?« Ja oder nein? Wiederholt bin ich nach Vorträgen zu diesem Thema so oder ähnlich gefragt worden. Offenkundig wollen Menschen hier eine klare und eindeutige Antwort, was mir nicht unbillig, sondern durchaus verständlich erscheint. Meines Erachtens *kann*, ja *darf* diese Frage weder mit einem Ja noch mit einem Nein beantwortet werden, da die eine wie die andere Antwort theologische Konsequenzen implizierte, die dem christlichen Glauben widersprechen. Denn antworte ich mit ja, kann zu Recht entgegnet werden, dass dieser Gott brutal, aber nicht liebend sei; antworte ich mit nein, wird zu Recht gefragt wer-

den, warum denn Gott den Kreuzestod seines Sohnes nicht verhindert habe. Gerade weil keine logisch zureichende Antwort gegeben werden *kann*, muss die Frage immer wieder gestellt und ausgehalten werden.

Aus diesen beiden Gründen *muss* also die Frage »Opfert ein liebender Gott seinen Sohn?« ohne eine logisch eindeutige Antwort bleiben.

Dr. Werner H. Ritter,
Universität Bayreuth

Literatur:

Werner H. Ritter (Hg.), Erlösung ohne Opfer?, Göttingen 2003; ders., Opfert ein liebender Gott seinen Sohn?, in: Joachim Kügler/ Werner H. Ritter (Hg.), Auf Leben und Tod oder völlig egal, Münster 2005, S. 85-104.

Schiefe Ebene – ein Weg der Befreiung

Wer auf die schiefe Bahn geraten ist, für den geht es unbarmherzig bergab. Mehrere mißliche Umstände wirken gleichsam wie das Gesetz der Schwerkraft.

Anders bei der schiefen Ebene, die uns eine Architektin im Rollstuhl auf dem Konvent behinderter Seelsorger und Seelsorgerinnen im vergangenen Oktober vorgestellt hat. Sie entwickelt Wege, damit Menschen, die auf den Rollstuhl angewiesen sind, die Möglichkeit zur Umkehr haben. Die haben sie nämlich nicht, wenn sie von nichtbehinderten Menschen geschoben werden. Sie müssen dann dorthin gehen, wohin der andere sie schiebt. Die schiefe Ebene erlaubt den an den Rollstuhl gebundenen Menschen den Richtungswechsel. Auf dieser schiefen Ebene können sie entscheiden, ob sie weitergehen oder umkehren wollen. Daher ist die schiefe Ebene für sie ein Weg der Befreiung, selbst dann, wenn der Weg länger ist.

Natürlich denkt man bei der Rede über die schiefe Ebene auch über den Wert und die Bedeutung von Stufen nach. Stufen zur Kirche, Stufen zur Kanzel und Stufen zum Altar! Und man fragt nach den Wegen zur Umkehr. Nichtbehinderte Menschen gehen einfach die Stufen herunter und heraus aus den Bereichen des Heiligen, den Bereich der

Suche nach Vergewisserung des Heils und dessen Inkorporation. Im Alltag soll sich schließlich das Evangelium vom Heil für alle Menschen bewähren.

Viele behinderte Menschen tun sich mit Stufen schwer.

Ich wähle hier den Terminus »behinderte Menschen« bewußt, auch wenn ich weiß, dass der offiziöse anders lautet. Und warum? Er drückt eine immer noch weitverbreitete Sichtweise aus - er behinhaltet nämlich ein Menschsein, das eingeschränkt, eben behindert ist. Mit einer Prozentzahl erfaßt man den Grad des behinderten Menschseins, also etwa mit 50% oder 70% oder 80%. Es wird mit dieser Bezeichnung nicht zuerst gesagt, dass ein Mensch mit bestimmten Fähigkeiten uns gegenüber tritt, sondern ein defizitärer mit Abschlägen in Prozent, also ein eingeschränkter, behinderter Mensch. 80% heißt dann, er ist zu 80% behinderter und zu 20% ein nichtbehinderter Mensch. Das ist ein recht bescheidenes Dasein vom ganzen, vollkommenen Menschen.

In Zeiten des fehlenden Geldes stellen sich natürlich schnell die Fragen, was leistet so ein behinderter Mensch, was ist er wert? Heutzutage muss man von den Menschen das Optimum fordern.

Eignungsprüfung an der Hochschule

Die diesjährigen Eignungsprüfungen zum Studienjahr 2006/07 für die C/B-Ausbildung an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Bayreuth, finden

Samstag, dem 24. Juni 2006,

statt. Schulabgänger/innen mit Abitur, oder bei besonderer musikalischer Begabung mit Realschulabschluss, und der entsprechenden Vorbildung können sich um einen Studienplatz im B-Diplom-Kirchenmusik-Studiengang bewerben.

Die Ausbildung zum/zur B-Kirchenmusiker/in an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik dauert in der Regel vier Jahre und erfolgt im Vollzeitstudium. Die Hochschule für evangelische Kirchenmusik kann im Wohnheim ausreichend Plätze zur Verfügung stellen.

Die Ausbildung zum/zur C-Kirchenmusiker/in ist an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik auf zwei Wegen möglich:

1. Als Gaststudium, Prüfung nach ein oder zwei Jahren.
2. Im Rahmen des B-Studienganges.

Die Eignungsprüfung erstreckt sich auf die Fächer Orgel einschließlich Liturgisches Orgelspiel, Chorleitung, Klavier, Gesang, Tonsatz (Musiktheorie/Allgemeine Musiklehre) und Gehörbildung.

Informationen und Aufnahmeanträge erhalten Sie von der Hochschule für evangelische Kirchenmusik, Wilhelminenstr. 9, 95 444 Bayreuth,
Tel.: 09 21 - 7 59 34 17,
Fax: 09 21 - 7 59 34 36,
e-mail info@hfk-bayreuth.de
Anmeldeschluss: 1. Juni 2006.

KMD Prof. i. K. Karl Rathgeber
Rektor

Kann man da den nicht-behinderten Kollegen einen behinderten zumuten?

Ja, sagt das Schwerbehindertenrecht in der alten wie nun auch in der neuen Sozialgesetzgebung – nämlich dann, wenn die Fähigkeiten und Kenntnisse des behinderten Menschen möglichst voll verwertet werden können.

In der Kirche, sollte man meinen, sollten sich die behinderten Menschen zu Hause fühlen. Jesus ist ja bekannt dafür, dass er sich der Kranken und vom Leben Benachteiligten angenommen hat. Aber nur, soweit die es wollen, sagte mir ein Theologe. Das steht in der Bibel. Ich möchte hier diesen Punkt nicht diskutieren. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass die Kirche durch die Diakonie einen hervorragenden Dienst an den Kranken und Behinderten tut, und ich nehme hier einmal einfach an, dass dieser Dienst gewollt ist und gerne angenommen wird.. Aber wenn man nicht zu den Objekten der Fürsorge gehört, wie ist es dann?

»Erkenne dich selbst nicht an deiner physischen Vollkommenheit (...), sondern nach der moralischen in Beziehung auf deine Pflicht – dein Herz –, ob es gut oder böse sei...«, so sagt Immanuel Kant in seiner »Kritik der Urteilskraft«. Im Erkenntnisprozess, so Kant, spielt die körperliche Vollkommenheit keine Rolle. Man kann daraus schließen, dass die körperliche Unvollkommenheit, welchen Grad sie auch immer hat, grundsätzlich kein Kriterium sein darf, Menschen danach zu bestimmen.

Keine Vertretung der Menschen mit Behinderung

In unserer bayerischen Landeskirche haben die Menschen mit Behinderungen (so der offiziöse Terminus), die den PfarrerInnenberuf gewählt haben, keine Vertretung aus ihren eigenen Reihen. Noch immer heißt es, dass man nicht weiß, wie viel »Behinderte« es gibt. Natürlich gibt es behinderte Pfarrer und Pfarrerinnen, die sich als solche nicht zu erkennen geben. Wer will schon so genau wissen, um wie viel Prozent er oder sie behindert ist und sich so unterscheidet von den nichtbehinderten Kollegen bzw. denen, die es gut unter dem Talar verstecken können und scheinbar unbehindert und unversehrt die Stufen zu Kanzel und Altar erklimmen können. Und vielleicht ist man/frau sich auch nicht sicher, ab welchem Grad

von Behinderung nicht mehr gilt, »frei von Krankheiten und Gebrechen (zu sein), die die Ausübung des Dienstes nicht wesentlich behindern« (Pfarrer-gesetz, Paragraph 12) und daher der Dienst nicht mehr ausgeübt werden darf. Es gibt in unserer Landeskirche keine von den Betroffenen eingerichtete Vertretung, wo man nachfragen oder sich beraten lassen könnte. Und dann ist da die Frage, wird man nicht benachteiligt, wenn bekannt würde, dass man zum Kreis der Behinderten gehört? Wenn man all das nicht so genau weiß, ist es auf jeden Fall besser, zu schweigen. Dann gibt es halt offiziell keine behinderten PfarrerInnen. Die wenigen, die es nicht verbergen können, die bleiben auf der Strecke.

Dass Pfarrer und Pfarrerinnen aus Angst, aus Scham, aus Sorge vor Benachteiligung, oder welche Gründe es auch immer geben mag, nicht zu sich als Menschen mit einer Behinderung stehen können, lässt die wenigen, die nichts verschleiern können, allein. Und noch immer werden die Menschen mit Behinderungen von Pfarrern (Pfarrerinnen?) vertreten, die nicht zu diesem Kreis gehören.

Im übrigen sollten Pfarrer und Pfarrerinnen mit Behinderungen längst eine eigene Vertretung haben, wenn es in dieser Berufsgruppe den gleichen Anteil von behinderten Menschen gibt, wie er sonst in unsere Gesellschaft vorzufinden ist. Gibt es ihn nicht, stellt sich die Frage, ob es für sie einen schweren Zugang zu diesem Beruf gibt. Dann allerdings müsste man die Frage stellen, wie steht es mit der Gleichbehandlung dieser Menschen?

*Ruth Harrison-Zehelein,
PfarrerIn in Ursheim*

Kirchensteuer auf neuer Grundlage? zu: *Liebe Leserin.. in Nr. 10/05*

Der Vorschlag von Martin Ost (KORRESPONDENZBLATT 10/05), unterstützt von Helmut Schneider (01/06) die Kirchensteuer auf eine neue Grundlage zu stellen, unabhängig von der Einkommensteuer und deren Entwicklung, verdient Beachtung.

Diesen Vorschlag habe ich 1979 in den Rat der EKD eingebracht und dieser hat den damals bedeutenden Steuerrechtler Prof. Bareis mit einem Gutachten beauftragt. Das Gutachten liegt mir vor. Es ist nach 25 Jahren so aktuell wie damals. Bareis macht darin deutlich, dass der Maßstab Einkommensteuer immer zu einer großen Labilität für die Kirchensteuer führt, weil die Kirchensteuer automatisch für wirtschaftslenkende und andere politische Zwecke mit eingesetzt wird.

Bareis schlug vor, als Bemessungsgrundlage für die Kirchensteuer die Summe der Einkünfte aus den einzelnen Einkunftsarten zu wählen. Ein darauf aufbauender kircheneigener Tarif könnte bei der Einführung so gestaltet werden, dass unerwünschte Reaktionen ausbleiben. Bareis war überzeugt, dass der Einzug der Kirchensteuer durch Arbeitgeber bzw. Staat unverändert möglich wäre.

Das Bareis Gutachten wurde nicht in die Praxis umgesetzt. Es gab politische Gründe dagegen: Man wollte eine öffentliche Diskussion über die Kirchensteuer vermeiden. Ein anderer Grund ist noch gewichtiger: Es bestanden und bestehen verfassungsrechtliche Bedenken. Nach der Verfassung (Art. 140 GG i.Vbdg. mit Art. 137 Abs. 6 WRV) sind die Religionsgemeinschaften berechtigt, »auf der Grundlage der bürgerlichen Steuerlisten« Steuern zu erheben. Diese Formulierung wurde vom Verfas-

sungsgeber mit dem ausdrücklichen Ziel gewählt, den Kirchen die Erhebung von Zuschlagsteuern zu bestimmten staatlichen Maßstabsteuern zu ermöglichen. Der bekannte Steuerrechtler Prof Paul Kirchhof hat die Ansicht vertreten, es bestehe kein Anlass, das Junktim zwischen Einkommensteuer und Kirchensteuer prinzipiell in Frage zu stellen, weil die staatliche Einkommensteuer die Plausibilität einer nach der Leistungsfähigkeit bemessenen Steuer habe. Die Aufhebung des Junktims ist allerdings auch schwierig. Das Grundgesetz hat bekanntlich keine Neuregelung des Verhältnisses von Staat und Kirche vorgenommen, sondern in Art. 140 GG die Bestimmungen der Weimarer Reichsverfassung zu Bestandteilen des Grundgesetzes erklärt. Es ist kaum vorstellbar, dass der Verfassungsgeber bereit ist, nur Art. 137 Abs. 6 WRV zu revidieren. Im Blick auf etliche andere Streitfragen müssten die große Koalition die gesamten Religionsartikel einer Revision unterziehen. Ob sie dazu bereit und in der Lage ist, kann bezweifelt werden. Es ist daher wahrscheinlich, dass die Kirchensteuer weiterhin mit der Einkommensteuer verbunden bleibt. Dieses vorläufige Ergebnis schließt aber nicht aus, dass der Landeskirchenrat und die Landessynode die EKD bitten, erneut die Initiative zu ergreifen und auf Grund eines neuen, umfassenden Gutachtens tätig zu werden.

*Dr. Werner Hofmann, OKR i.R.,
München*

Bitte wieder einen Personalstand!

Unser 1. Vorsitzender sagt in seinem Vorstandsbericht »Perspektiven statt Pessimismus« (KORRESPONDENZBLATT Nr. 11 / 2005) gegen Ende (Seite 153 f) zum hoffentlich nur vorerst eingestellten gedruckten »Personalstand« (1. Ausgabe 1812, 49. Ausgabe 2001):

»Wenn auch noch die Herausgabe eines aktuell gedruckten und allen zugänglichen Personalstandes eingestellt wird, dann schwindet auch das Wissen um die Schwestern und Brüder, die mit uns im Dienst stehen. – Es ist nötig, dass wir wieder eine Kultur des Wahrnehmens und des Miteinanders in unserer Kirche schätzen lernen und einüben.«

So empfinde ich es auch. Wahrscheinlich nicht nur ich allein. Ich höre es von vielen und denke an die viel berufene »Gemeinschaft der Ordinierten« in unserer Landeskirche. Längst nicht alle ha-

ben Zugang zum Intranet, das den gedruckten Personalstand ersetzen soll, aber nicht kann.

*Herbert Reber, Dekan i. R.,
Heilsbronn*

's gate!

zu: »Wie es war im Anfang..«

in Nr. 2/06

Liebe Kollegen Ost und Taig, normalerweise enthalte ich mich zugunsten anderer Arbeit der Leserbriefschreiberei, aber bei Johannes Taig's Gates-Beitrag musste ich derartig oft schmunzeln und zustimmend nicken, dass ich das einfach loswerden muss. Und zwar ein schlichtes: so ist es! Und gut auf den Punkt gebracht, vielen Dank! Deshalb steht bei mir übrigens der Papierkorb direkt unter dem Faxgerät ...

Allerdings noch eine kleine Anmerkung aus der Praxis: es gibt auch noch Leben und Vernetzung außerhalb von elkb.de - und da ist das Leben oftmals unkomplizierter. Wer die vernetzten Gemeinden nur innerhalb von ELKB zählt, übersieht Wesentliches. Wir fahren seit vielen Jahren mit dem »freien Internet« sehr gut und nutzen Webseite, Mailverkehr, Mailinglisten, interne Mitarbeitergroups und vieles mehr zu effektiver Kommunikation, papierlosen Organisation und fröhlichen Arbeitserleichterung.

Mit freundlichen elektronischen Grüßen,

*Ingo Zwinkau,
Pfarrer in Memmingen*

Wer soll mitlesen?

zu: s.o.

Liebe Kollegen Ost und Zwinkau, herzlichen Dank für die freundliche Rückmeldung auf meinen Artikel. Natürlich gibt es auch ein Internetleben jenseits der ELKB. Für Pfarrämter - und nur für die - stellt sich aber schon die Frage der Datensicherheit für Inhalte, die der Dienstverschiegenheit unterliegen. Hierzu gehören auch Melde-daten et.. Die ist bei Providern wie T-online, GMX et. nicht gewährleistet. Keine Firma würde es dulden, wenn interne Daten über das offene Internet ausgetauscht werden würden. Deshalb braucht die ELKB ein sicheres Kirchen-netz und die Pfarrämter einen elkb-Anschluss (VPN).

Hinweis

Studiengang Master of Adult Education

an der

Evangelischen Fachhochschule
Akkreditierter Weiterbildungsstudien-gang, der berufsbegleitend (in max. 4 Jahren) oder in Vollzeit (2 Semester, insgesamt 48 Semesterwochenstunden) absolviert werden kann.

Der Studiengang befähigt zur Leitung von Einrichtungen der Erwachsenenbildung. Schwerpunkte sind:

- Gestaltung von Bildungsprozessen
- Konzeptionsentwicklung
- Kompetenzen für Management, Leitung und Marketing von Bildungseinrichtungen
- Reflexion sozialer, pädagogischer und ökonomischer Entscheidungen

Die Lehrveranstaltungen werden abends und samstags angeboten, so dass der Studiengang auch berufsbegleitend zu absolvieren ist. Der Einstieg ist jederzeit möglich.

Für den Masterstudiengang werden Gebühren erhoben, jedoch nur für die tatsächlich belegten Lehrveranstaltungen.

Auf Wunsch können auch nur einzelne Module besucht und mit einem Zertifikat bestätigt werden. Der erfolgreiche Abschluss des Studiums eröffnet den Zugang zum höheren öffentlichen Dienst.

Nähere Informationen:
Evangelische

Fachhochschule Nürnberg
Masterstudiengang
Erwachsenenbildung
Bärenschanzstrasse 4
90 429 Nürnberg

Tel.: 09 11 - 2 72 53 -711 oder -850

Fax: 0 911 - 2 72 53 -852

Master-eb@evfh-nuernberg.de

www.evfh-nuernberg.de

Was Privates anbelangt sage ich meinen Pfarrern und Mitarbeitern, sie sollen selbst entscheiden, wer im Zweifelsfall das, was sie schreiben, mitlesen können soll. Die ELKB oder T-Online. Da entscheiden sich dann doch nicht wenige für T-Online. :-))

Mehr über unsere Internetarbeit erfahren sie unter: <http://www.dekanat-hof.de/arbeitskreis.htm>.

Mit herzlichen Grüßen

*Johannes Taig,
Pfarrer in Hof*

Haus für eine -login?

Ein recht mickriges Häuschen (»Wache«) widmete die Augustana-Hochschule in Neuendettelsau der »meistgelesenen theologische Schriftstellerin« unserer Zeit. Und dann wird bei der Einweihungsfete die Namens-Tafel geklaut. Es gibt selten Bonmots in der evangelischen Kirche, die zum Schmunzeln Anlaß liefern. Die Berichte darüber waren so eines. Das Ganze scheint mir eine skurrile Provinzposse zu sein mit ein klein wenig Tiefgang.

Immerhin, die Augustana-Hochschule entstand unter den Eindrücken des Kirchenkampfes gegen die Nazis. Die Hoffnung war, dass in Bedrückungszeiten eigene Kirchliche Hochschulen weniger gleichzuschalten seien als staatliche theologische Fakultäten. Das Spezifische war das Miteinander von Lehre und Leben, von Theologie und Glaube. »Gemeinsames Lebens« nach Bonhoeffers Vision auf dem fränkischen Campus-Gelände. Der Gründer war kein geringerer als Georg Merz (1892-1959), bedeutende evangelisch-lutherische Professoren lehrten dort. Ein derzeitiges Kollegium entschied sich mehrheitlich, dieser Prägung einen Kontrapunkt zu verpassen. Ein »Dorothee-Sölle-Haus« sollte es sein.

Für die einen war sie wohl tatsächlich so etwas wie eine Prophetin eines neuen, politischen, antifaschistischen, pazifistischen, nicht-quietistischen, feministischen Christentums. Für die anderen war sie eine »Irrlehrerin«, deren Thesen dem christlichen Gottesverständnis direkt entgegenstanden: Dorothee Sölle, Schriftstellerin, wie sie von sich sprach - gewiß, aber »Theo«-login - war sie das wirklich?

In den 60er Jahren zog sie protestierend gegen den Vietnamkrieg durch Köln (»Vietnam ist Golgatha!«), wandte sich gegen Amerikanisierung und Ökonomisierung des Lebens und forderte

von den Kirchen: »jeder theologische Satz muss auch ein politischer sein«. Aufgabe der Kirche und der Christen sei, »das Veränderbare zu benennen und als veränderbar zu kennzeichnen«. Sie kämpfte für eine gewaltfreie Welt, für Fische und Bäume ebenso wie für die von Westdeutschen nach der Wende übervorteilten Ostdeutschen.

Ihr sehr weltliches »Theologie«-Verständnis war ihr Problem. Dessenwegen ist sie auch recht schnell in der Schublade des Vergessens angekommen. Das bestreiten ihre Verehrer und Verehrerinnen, aber die sind auch im entsprechenden Alter und gedenken ihrer Jugendheldin. Aber wofür steht - oder stand - Dorothee Sölle?

Ihre Version von »ewigem Leben« benannte sie einmal in einem Zeitungsinterview. Sie meinte: »Es geht weiter. Ich bin dann ein Tropfen in diesem Meer. Mein Glück hat immer mit Ichlosigkeit zu tun. Das Ego irgendwann ganz loszulassen - weil diese Schöpfung gut ist.« Na ja, denkt man sich als Christenmensch, der Sonntag für Sonntag bekennt, daß er an die Auferstehung der Toten glaubt und dessen vergehendes Leben in den Horizont der ewigen personalen Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott gestellt wurde. Stellen Sie sich vor: ein angehender Vikar geht nach dem Ende der Uni-Ausbildung mit dieser Botschaft an ein Kranken- oder Sterbebett! Vielleicht hört der Vikar dann von einem Kranken »Erzählen Sie mir was vom Jenseits«, wie eine Kurzgeschichte von Gabriele Wohmann lautet. - Mit einem allmächtigen Gott, dem Geschichte samt ihrem Geheimnis und Ruh nicht entgleitet, konnte Dorothee so gut wie überhaupt nichts anfangen: »Gott [...] hat keine anderen Hände als unsere«. Wie soll unser angehender Vikar damit einmal eine Predigt nach einem Tsunami oder ähnlichem vorbereiten?! Das wird alles weder Gott noch den Menschen gerecht. - Mit Jesus Christus als dem Sohn Gottes, Erlöser, Heiland, gar am Kreuz gestorben um Vergebung zu ermöglichen - das tat Dorothee Sölle ab. Ihr war Christus die »absolute Metapher«, ein »Nein zu allen gottlosen Verhältnissen.« Jesus Christus sei das Urbild des Widerstandes, »dieses Nicht-Umzubringende, das mit ihm in die Welt gekommen ist und durch uns in ihm lebt«. Wie soll unter der Voraussetzung unser fiktiver Vikar einmal real Beichte hören und Vergebung im Namen Jesu zusprechen? Das biblische Zeugnis hat Frau Sölle sehr

strapaziert und Christus arg reduziert. Sie hat einmal Gott als »die Kraft der Beziehung« bezeichnet. »Gott ereignet sich in dem, was zwischen Menschen geschieht. Und darüber hinaus ist er nicht«, - wie sollen Amtsträger ob Ordinierte oder Nichtordinierte mit dieser Botschaft Gemeinde leiten? Diese »Theologie« wird auch der Kirche nicht gerecht.

Viele rühmen ihre »wunderbare Sprache« (Antje Vollmer), besonders in ihren späten Gedichten und literarischen Texten. Die hat wirklich manchmal schöne Wort-Schöpfungen. Aber auch da: innerweltliche Verengung!

Nun geht ein witziges Pseudoargument um: Wer die Theologie Sölles ablehnt, habe nicht ihre »mystischen Tiefe« wahrgenommen oder verstanden, so ließ der Rektor der Augustana-Hochschule verlauten. Eben darum habe ich mich redlich und vor Jahren viel Söllelesend bemüht. Pardon - aber von Mystik als »der Hingabe des Herzens an Christus« wie Karl Rahner formulierte - Fehlannonce! denn auch dieses Genre bleibt bei ihr - weitestgehend innerweltlich.

Der streitbare Theologe Helmut Gollwitzer, nicht gerade ein konservativer Lutheraner, urteilte einmal über Sölles Theologie: »Das ist eine schöne, wichtige und nötige Lehre. Was hat sie mit Theologie zu tun? [...] »Gott« ist ein [...] entbehrlicher, weil zur Sache selbst nichts mehr hinzufügender Titel. Nun ist er aber ohne Zweifel ein religiöser Titel. Er ist also irreführend, denn er soll in keinem Sinne religiös gemeint sein. Man wird also nur vorschlagen können, ihn der Klarheit wegen endlich wegzulassen.«

Aber da würde das Motto »evangelisch - wir sind so frei!« dann doch gesprengt!

Ein Kommentar - von

*Albrecht Immanuel Herzog,
Pfarrer, Neuendettelsau*

Am 4. Februar fand turnusgemäß wieder die

Delegiertenversammlung des GVEE

statt.

Delegierte aller sechs Verbände, die im GVEE vertreten sind, trafen sich in Nürnberg. Der Tag war in zwei große Einheiten unterteilt: vormittags war ein informativer Vortrag, nachmittags die notwendigen vereintechnischen Formalitäten, also die Verabschiedung des bisherigen und Wahl des neuen Vorstandes.

Nach der Begrüßung der Gäste übertrug der Landesvorsitzende Martin Backhouse die Moderation an die Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Erzieher in Deutschland (AEED) Frau Elisabeth Binswanger-Florian, die mit bewährter Kompetenz durch den gesamten Tag führte. Auf die einführende Andacht von Stadtdekan Schmidt, folgte

das Referat

von Frau Dietlind Fischer vom Comenius-Institut (CI) in Münster über das Thema »Brauchen wir ein Kompetenzmodell für den Religionsunterricht?« Frau Fischer arbeitet seit Jahren im CI an dem Thema »Bildungsstandards«. Mit hoher Fachkompetenz umriss sie die Problematik unseres im Wandel befindlichen Bildungssystems allgemein und wandte sich dann den besonderen Fragen im Bezug auf den Religionsunterricht zu: Bildungsstandards im Religionsunterricht? Und wie soll man sie evaluieren? In Ihrem Referat brachte Frau Fischer die Fragen und Sorgen in

eine notwendige Reihenfolge; zuerst müssen die Kompetenzen geklärt werden, die die Schüler im Religionsunterricht erwerben sollen, dann erst kann man daran denken, Bildungsstandards festzulegen. Möglichkeiten der Evaluation wären dann der letzte Schritt. Die Grundlinien der Kompetenzen wurden in Schaubildern gut verständlich und überzeugend dargelegt, eine kurze Zusammenfassung kann in der Geschäftsstelle des GVEE eingesehen werden.

In den anschließenden Gesprächen stellte die Referentin klar, dass selbstverständlich so grundlegende Inhalte des Religionsunterrichts wie Glaube und Gnade sich nicht in Standards und nur unzureichend in Kompetenzen eingengen lassen. Eines bestätigte sie aber: Auch wenn die angestrebten Kompetenzen in evangelischer und katholischer Sicht sehr ähnlich sind, wird auch weiterhin der konfessionell getrennte Religionsunterricht Bestand haben.

Nach dem entspannenden Mittagessen mit lebhaften Gesprächen folgte

der »geschäftliche« Teil.

Kirchenrat Backhouse zog als Landesvorsitzender des GVEE in seinem Tätigkeitsbericht eine nachdenkliche Bilanz der vergangenen drei Jahre. Dabei wurde deutlich, dass der GVEE als Dachverband mehr denn jemals sein Wächteramt wahrnehmen muss, um den hohen Wert des evangelischen Religionsunterrichts immer wieder bei allen zuständigen Kirchen- und Staatsstellen zu unterstreichen und die gebührende Berücksichtigung einzufordern. Das bezieht sich auch auf neue Bildungskonzepte in Wirtschaft, Naturwissenschaft und Technik, wo es mit Sicherheit die Aufgabe des GVEE sein wird, stellvertretend für die Einzelverbände fehlende religiöse oder wenigstens allgemein ethische Ansätze zu reklamieren.

Nach Entlastung des Vorstandes und

einem Dank an Herrn Johnke, der für eine weitere Wahl nicht mehr kandidierte, wurde ein neuer Vorstand für die kommenden drei Jahre gewählt. Das Amt des Landesvorsitzenden wurde wieder Kirchenrat Backhouse übertragen, seine Stellvertreterinnen sind Frau Renate Röhlein und Frau Renate Seifert-Heckel, Schatzmeisterin ist Frau Eva Popp.

In den Zeiten bildungspolitischer Umstrukturierungen wird sicher viel Wachsamkeit und oft schnelles Reagieren von diesem neuen Vorstand gefordert sein.

Mit vielen neuen Wünschen für den neuen Vorstand und dem Reisesegen ging die Delegiertenversammlung zu Ende.

Renate Seifert Heckel

Externe C-Prüfung

Die nächste C-Prüfung für den nebenberuflichen kirchenmusikalischen Dienst für externe Bewerber/innen findet am Institut für evangelische Kirchenmusik Bayreuth vom 28.7. bis 2.8.2006 statt.

Die Meldung zur Prüfung muss bis spätestens 15. Mai 2006 dem Institut für evangelische Kirchenmusik vorliegen.

Ein entsprechendes Merkblatt und die Anforderungsprofile für die C-Prüfung können beim

Institut für evangelische Kirchenmusik, Wilhelminenstr. 9,
95 444 Bayreuth
Tel.: 09 21 - 7 59 34 17,
Fax: 09 21 - 7 59 34 36
e-mail info@hfk-bayreuth.de
angefordert werden.

Für weitere Auskünfte steht das Institut gerne zur Verfügung.

*KMD Prof. i. K. Karl Rathgeber,
Rektor der Hochschule*

Mietwert von Pfarrdienstwohnungen

Pauschale Abschläge

Das private Wohnzimmer im Pfarrhaus wird häufig für dienstliche Besprechungen genutzt? Gemeindeglieder, die den Pfarrer/die Pfarrerin aufsuchen, müssen dabei durch den eigentlich privaten Flur? Gemeindeglieder, die für eine Kirchenveranstaltung Stühle oder Sitzkissen oder anderes vom Dachboden des Pfarrhauses holen, durchqueren dabei den privaten Wohnbereich? Die privaten Wohnräume eines Pfarrers/einer Pfarrerin sind häufig gar nicht so privat. In vielen Fällen ist der Nutzungswert der privaten Räume eingeschränkt durch die enge bauliche Verbindung mit Diensträumen oder sogar durch Mitnutzung der privaten Räume für dienstliche Zwecke, so dass der Vergleich mit nur privat genutzten Wohnungen hinkt. Trotzdem versteuern Pfarrer und Pfarrfrauen bisher den »geldwerten Vorteil« aus den von ihnen privat genutzten Räumen mit dem vollen Mietwert.

Nach Verhandlungen der Evang.-Luth. Kirche in Bayern mit den bayerischen Finanzbehörden wurde nun der Beeinträchtigung des Wohnwerts Rechnung getragen, indem für drei typisierte Fallgruppen Abschläge von 10, 15 und 20 % (je nach »Schweregrad«) vom Mietwert vorgenommen werden können. Festgehalten sind die Ergebnisse der Verhandlungen in der OFD-Verfügung der OFD München vom 25.07.2005 - S 2334 - 25 St 417 bzw. inhaltsgleich OFD Nürnberg vom 25.07.2005 - S 2334 - 183/St 32, veröffentlicht im Kirchlichen Amtsblatt 12/2005, S. 315 unter AZ 23/7-0-1.

Pfarrer und Pfarrfrauen, die sich betroffen fühlen, können im Rahmen der Einkommensteuererklärung beim Finanzamt beantragen, dass der von ihnen durch den Lohnsteuerabzug auf der Gehaltsabrechnung versteuerte Mietwert nachträglich um entsprechende Abschläge gekürzt wird, so dass bei der Einkommensteuerberechnung ein niedrigeres Bruttojahreseinkommen zu Grunde gelegt wird als auf der Lohnsteuerbescheinigung ausgewiesen. Hierzu muss die für den Einzelfall zutreffende Beeinträchtigung des Wohnwerts dargestellt, d.h. glaubhaft gemacht werden. Der Steuerbescheid bringt dann eine entsprechende Erstattung der bereits abgezogenen Lohnsteuer. Soweit Steuerfestsetzungen für vergangene Jahre noch nicht bestandskräftig sind, diese also noch unter Vorbehalt der Nachprüfung stehen oder die Einspruchsfrist noch nicht verstrichen ist, kann auch für bereits abgegebene Steuererklärungen noch ein Antrag auf Kürzung des Mietwerts nachgereicht werden. Ein Vordruck für die steuerliche Geltendmachung der Kürzung wird derzeit vom Vorstand des Pfarrer- und Pfarrfrauen-Vereins vorbereitet. Eingehendere steuerliche Beratung bieten Körner & Scherzer, Steuerberater in 90482 Nürnberg, Freiligrathstr. 5a an, die den Pfarrer- und Pfarrfrauen-Verein in steuerlichen Fragen unterstützen.

Kurt A Körner, Steuerberater

Bericht

von der Januartagung der Bayerischen Pfarrbruderschaft

»Den Sozialstaat nicht weiter schwächen, sondern auf der Grundlage einer demokratisch verfassten Gesellschaft neu entwerfen«

Als dritten Referenten zum Jahresthema »Gerechtigkeit« nach Dr. Hans-Gerhard Koch und Schwester Anna-Maria aus der Wiesche hatte die Pfarrbruderschaft diesmal Dr. Matthias Möhring-Hesse aus Frankfurt am Main zu Gast. Der Referent, studierter katholischer Theologe, Philosoph und Sozialwissenschaftler war langjähriger Mitarbeiter am Nell-Breuning-Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik und danach Politischer Sekretär beim Vorstand der IG Metall. Inzwischen ist er unter anderem als Privatdozent für Christliche Sozialwissenschaften an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster tätig.

Man kann das Thema, das dem Referenten vorgegeben war, auch als Frage formulieren:

Ist gesellschaftliche Solidarität heute überhaupt noch möglich?

Zu dieser Frage gab, so meine ich, Möhring-Hesse einige interessante Anregungen zum Nachdenken, interessant vor allem deshalb, weil sie quer zum derzeit herrschenden wirtschaftspolitischen Mainstream liegen. Ich gebe die Auffassungen des Referenten im folgenden thesenartig wieder, was sicherlich auch der Lesefreundlichkeit zugute kommt.

1. Solidarität ist das gegenseitige Für-einander-Einstehen von Gleichgestellten.
2. Vom Solidaritätsprinzip muss das Fürsorgeprinzip unterschieden werden, in dem Stärkere die Schwächeren freiwillig tragen.
3. Es ist problematisch, eine Gesellschaft überwiegend auf dem Fürsorgeprinzip aufzubauen, weil es Abhängigkeiten dauerhaft festschreibt und die Abhängigen zu Bürgern zweiter Klasse macht. Das Fürsorgeprinzip ist auch nicht in der Lage, Armut dauerhaft zu vermeiden, wie das Beispiel der USA zeigt, in denen es viele beeindruckende Beispiele von freiwillig geübter Fürsorge gibt.
4. Deshalb bleibt das Solidaritätsprinzip als tragende Säule unserer Gesellschaft wichtig.
5. Allerdings ist die staatlich verordnete Solidarität, wie sie in der Bundesrepublik Deutschland entwickelt wurde und sich lange Zeit bewährt hat, heute dramatisch unter Druck geraten.
6. Der Hauptgrund ist nicht die oft genannte Überalterung unserer Gesellschaft, sondern dass unser Sozialversicherungswesen bisher nur von den abhängig Beschäftigten getragen wird, und dass deren Anzahl immer mehr sinkt. Deshalb entsteht nicht nur ein massives Finanzierungsproblem, sondern auch eine von den verbleibenden Trägern des Sozialstaates als demotivierend erlebte Gerechtigkeitslücke: wir werden gezwungen, für immer weniger Leistungen einzuzahlen – wo bleibt der Sozialbeitrag der Freiberufler und Beamten?
7. Mit zunehmender Individualisierung und Auflösung ehemals tragender Bindungen nimmt der Solidaritätsbedarf in der Gesellschaft aber in Wirklichkeit nicht ab, sondern wächst.
8. Zudem erstickt staatlich verordnete Solidarität nicht die gesellschaftliche Solidarität, wie immer wieder behauptet wird, sondern fördert sie durch Entlastung. Gegenbeispiel: Wenn ich mich privat um meine eigene Alterssicherung kümmern muss, dann sehe ich eben zu, wo ich selbst bleibe; die Bereitschaft zur gesellschaftlichen Solidarität schwindet zwangsläufig: »Was interessieren mich die Probleme der anderen?«
9. Deshalb der Therapievorschlag: Der Sozialstaat darf nicht weiter be-

schnitten werden, sondern muss auf die Höhe der Zeit gebracht und neu entwickelt werden.

10. Träger dürfen nicht länger nur die abhängig Beschäftigten sein, sondern alle Glieder unserer demokratisch verfassten Gesellschaft.
11. Die Grundfrage der Solidarität lautet also heute für alle Teilhaber unserer Gesellschaft: Stehen wir zu einer Demokratie, in der auch in sozialer Hinsicht für jeden Menschen die gleichen Freiheiten, aber auch die gleichen Rechte und Pflichten gelten, oder nicht?
12. Diese gesamtgesellschaftliche Solidarität war im Rahmen des bisher nur den abhängig Beschäftigten auferlegten Versorgungssystems nicht gegeben. Hier müssen die Geschäftsgrundlagen unserer Gesellschaft verändert werden.
13. Die Kirchen sollten sich dessen bewusst sein, dass der bundesrepublikanische Sozialstaat von ihnen wesentlich initiiert und mitgeprägt wurde: Dieser Sozialstaat ist auch und gerade ein Kind der beiden großen Kirchen. Deshalb müssen sie auch Verantwortung für die anstehenden Reformprozesse tragen.
14. Möhring-Hesse wandte sich daher entschieden gegen romantisierende Forderungen nach einem Ausstieg der Kirchen aus den bestehenden Systemen, selbst wenn sie unter dem Deckmantel einer »Option für die Armen« laufen (Motto: »Stoßen wir unsere etablierten Sozialeinrichtungen ab, um Kapazitäten für die Ärmsten der Armen zu gewinnen«): Hier würden die Kirchen ihrer gewachsenen gesellschaftlichen Verantwortung nicht gerecht und am Ende alle Gestaltungskraft verlieren. Das Solidaritätsprinzip würde außerdem durch das Fürsorgeprinzips ersetzt (s. dazu These 3).
15. Auch die vielbeschworene Globalisierung verhindert nicht notwendigerweise die Möglichkeit, den Sozialstaat auf einem breiten demokratischen Konsens neu zu entwerfen. Die in den Thesen 5 und 6 benannten Probleme hat der Sozialstaat nämlich auch ohne den Globalisierungsdruck.
16. Die einzelnen Regierungen sind nicht so ohnmächtig, wie oft behauptet wird, sondern haben sich z.B. durch den europäischen Einigungsprozess Instrumente der Macht geschaffen, von denen ihre Vorgänger

nur träumen konnten. Diese Instrumente müssen nur zielgerichtet genutzt werden.

17. In diesem Rahmen kann es nicht darum gehen, Sozialsysteme zu kopieren, die auf andere Staaten zugeschnitten sind und eben dort funktionieren. Vielmehr müssen sich die europäischen Staaten wechselseitig zugestehen, Solidarität innerhalb ihrer eigenen Sozialsysteme zu pflegen. In diesem Rahmen wäre es dann auch möglich, sich gegen Erpressungen der »Global Player« zu schützen.

Da man gerade auch als Pfarrerin oder Pfarrer ständig mit Forderungen nach Abschaffung des Sozialstaates konfrontiert wird, finde ich, dass sich diese Thesen durchaus als Argumentationshilfe in den Gesprächen mit unseren Gemeindegliedern eignen.

Als Co-Referent der Tagung sprach *Dr. Jörg Krutznitt*, stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werks Bayern. Angesichts der wachsenden Entsolidarisierung in unserer Gesellschaft entwarf er die Vision, nachbarschaftliche Netzwerke zu entwickeln. Durch Beratung, Unterstützung, Begleitung und Hilfe vor Ort könnten Diakonie und Kirchengemeinden gemeinsam eine neue Kultur der gegenseitigen Unterstützung entwerfen: Sozusagen eine Kultur »von der Ich-AG zur Wir-AG«. Deshalb ist eine verstärk-

Hinweis

Für eine
»Bauwagenkirche«
 sucht das Pfarramt Marktredwitz
 eine
kleine Glocke
 (bis 40 kg).
 Angebote an
 Redaktion KORRESPONDENZBLATT

te Zusammenarbeit der Kirchlichen Allgemeinen Sozialarbeit (KASA) mit den Kirchengemeinden auch Jahresprojekt der Diakonie in Bayern.

An dieser Stelle wollte Matthias Möhring-Hesse freilich einen anderen Akzent setzen:

Die Idee des demokratischen Sozialstaates wurzelt für ihn nicht nur in einer Kultur, sondern bedarf auch konkreter politischer Entscheidungen.

Da es aber auch um ein neues Bewußtsein für den Wert der Demokratie als Grundlage des Gemeinwohles geht, werden sich beide Auffassungen nicht gegenseitig ausschließen.

Frieder Jehnes
Pfarrer in Bayreuth-St. Georgen

Bücher

Irene Mildenerger, Wolfgang Ratzmann (Hg.): *Klage – Lob – Verkündigung. Gottesdienstliche Musik in einer pluralen Kultur. Leipzig 2004. 16.80*
Mit der Einführung des Evangelischen Gottesdienstbuches und des Evangelischen Gesangbuches hat in vielen Gemeinden eine neue Besinnung auf Liturgie und auf Kirchenmusik eingesetzt. Neue Töne, neue Formen, neue Abläufe – es gab allerhand Experimente, und manche Entscheidungen fielen denn auch nicht einstimmig. Umso wichtiger ist es, dass an der einen oder anderen Stelle die Vielstimmigkeit auf diesem Gebiet gesammelt und möglicherweise geordnet wird. Unter anderem ist dies eine Funktion des Liturgiewissenschaftlichen Institutes der VELKD an der Universität Leipzig. Das von Prof. Wolfgang Ratzmann und Dr. Irene Mildenerger geleitete Haus gibt über seine Arbeit Rechenschaft in der Schriftenreihe »Beiträge zu Liturgie und Spiritualität« in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig.

Exemplarisch greife ich den von Ratzmann/Mildenerger edierten Band 11 »Klage – Lob – Verkündigung« heraus, der »Gottesdienstliche Musik in einer pluralen Kultur« behandelt und weitgehend basiert auf Vorträgen des 7. Fachgesprächs des Leipziger Institutes im Jahr 2003.

Respektabel ist schon die Liste der Autoren aus den verschiedenen Landeskirchen und Universitäten, überwiegend evangelische Stimmen, aber auch gewichtige röm.-kath. Beiträge. Und allein daraus wird schon deutlich, dass der eingangs genannte Paradigmenwechsel quer durch die Länder, Kirchen und Konfessionen geht.

Von Peter Bubmann, Erlangen, Hans-Jürgen Feurich, Leipzig und dem Grazer Professor Franz Karl Praßl stammen die grundsätzlichen Überlegungen, mit denen das Buch eingeleitet wird. Praßls Beitrag zeigt, wie viel weiter der Weg seiner katholischen Kirche von der Gregorianik zur Aufnahme heutiger »Töne« in Gottesdienst und Liturgie gewesen ist. Das Zweite Vaticanum ermöglichte, »besonders in Missionsländern« eigene Musiküberlieferungen wertzuschätzen und ihnen angemessenen Raum zu gewähren (S. 82). Erst bei Johannes Paul II heißt es 2003: »Selbstverständlich geht es nicht darum, den gregorianischen Gesang einfach zu kopieren, sondern vielmehr darum, sicherzustellen, dass die neuen Kompositionen von demselben Geist durchdrungen sind, der jenen Gesang hervorbrachte.« (88)

Der Erlanger Praktische Theologe Bubmann hat es einfacher, denn für ihn hat die Musik »doxologische, verkündigende, gemeinschaftstiftende, bildende, seelsorgerliche und diakonische Aspekte« und ist als »Ort milieusprengender Lernerfahrungen (zu) begreifen.« (33f) Also müssen die verschieden gewichteten hymnischen Möglichkeiten einander ergänzen und korrigieren mit dem Ziel der Oikodome. Wolfgang Herbst nennt hier besonders die Impulse, die vom Kirchentag herkommen: »da wird kritisch miteinander geredet, gebetet und gesungen, und zwar in allen möglichen sozialen Sprachen.« (67)

Die Praxis sieht dann sehr vielschichtig aus: Martin Schmeding konnte als Organist der Kreuzkirche in Dresden alle Möglichkeiten seines Instrumentes liturgisch erproben und einsetzen. Klaus Röhring, Kassel, schildert zwei Werkbeispiele moderner Kirchenmusik. Martin Nicol, Erlangen, berichtet von Kanta-

tenpredigten, Andy Lang von bayerischen Versuchen, Populärmusik im Gottesdienst zu integrieren.

Zwei sächsische Kantoren, Sigrid Schiel und Jens Staude, zeigen, wie auch in kleinen Gemeinden immer neue Wege des gemeinsamen Singens besritten werden können. Und was Witold Dulski aus der vielstimmigen Praxis der Dom-singschule in Braunschweig berichtet, nötigt dem Leser höchsten Respekt ab. Wichtig ist, dass die gottesdienstliche Inszenierung in sich »stimmig« ist, fordert Gunter Kennel, Berlin (95f). Dann ist der gemeinsam von Pfarrern und Kirchenmusikern gestaltete Gottesdienst »auch als Ort milieusprengender interkultureller Lernerfahrungen zu begreifen (Bubmann, 33).

Christoph Jahn, Pfarrer i.R.,
Erlangen

Jürgen Wolff: *Zeit für Erwachsenenbildung. Evangelische Erwachsenenbildung zwischen Zeit-Diagnosen und Frei-Zeit-Bedürfnissen. Göttingen, V&R Unipress 2005, 314 S., ISBN 3-89971-165-3*

Die kirchliche Erwachsenenbildung hat es derzeit schwer. Neben der Finanznot plagen sie auch die unterschiedlichen Bedürfnisse und Erwartungen der Menschen, die es immer schwieriger machen, bestimmte Zielgruppen anzusprechen. Jürgen Wolff erklärt in seiner Bamberger Dissertation, warum das so ist, und versucht, neue Wege in Struktur und Didaktik der Bildungsangebote aufzuzeigen. Als pädagogischer Leiter eines Evangelischen Bildungswerkes und (von 1999 bis 2005) wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Religionspädagogik an der Uni Bamberg weiß er auch praktisch, wovon er spricht.

Wolff arbeitet durchweg mit dem fast schon klassischen Bildungsbegriff von W. Klafki (Selbstbestimmungsfähigkeit, Mitbestimmungsfähigkeit, Solidaritätsfähigkeit als Bildungsziele). Christliches Leitkriterium jeder Art von Bildung ist die christliche Agape als prozesshaftes Geschehen, in dem Menschen in Gemeinschaft zu ihrer Bestimmung finden.

Im Hauptteil seiner Studie stellt Wolff im Wesentlichen die Konzeptionen evangelischer Erwachsenenbildung seit 1945 dar (E. Lange, C. Meier, V. Weymann, G. Orth, H.J. Petsch) und bearbeitet dann die aktuellen soziologischen

Zeitdiagnosen (U. Beck: »Risikogesellschaft«; G. Schulze: »Erlebnisgesellschaft«; P. Gross: »Multioptionsgesellschaft«; W. Heitmeyer: »Desintegrationsgesellschaft«; O. Schäffter: »Transformationsgesellschaft«), die alle eine Auflösung traditioneller Gesellschaftsschichtungen in eine gewisse Beliebigkeit und Unübersichtlichkeit herausstellen.

Demgegenüber die Freizeitbedürfnisse der Bevölkerung: Sie sind ähnlich disparat. Erwerbstätige geraten angesichts der Verlängerung der Arbeitszeiten wieder in Zeitnot, ihnen stehen Arbeitslose und (Früh-)RenterInnen mit relativem Zeitwohlstand gegenüber. Ein einheitliches, überschaubares Freizeitbudget ist nicht mehr vorhanden.

Angesichts dieser schier erdrückenden Disparatheit formuliert Wolff nun folgende didaktische Prinzipien: Selbstbesinnung auf den theologischen Standort der Erwachsenenbildung, der heilsgeschichtlich bestimmt wird, zwischen biblischer Offenbarung und verheißbarem Eschaton. Darum steht vor allem anderen die Orientierung an den biblischen Verheißungen. Ferner: Notwendigkeit globalen Lernens in der einen Welt, Entschleunigung durch Erinnern, an der Biographie ausgerichtetes Identitätslernen, spirituelles Lernen, sich Einlassen auf die unterschiedlichen Freizeitmöglichkeiten und -bedürfnisse. Kurz: Evangelische Erwachsenenbildung soll in der immer unübersichtlicheren Welt Halt, Heimat und Orientierung vermitteln.

Ein Buch, das die gegenwärtige Situation in der Erwachsenenbildung verstehbarer macht, auch wenn die geforderten strukturellen und didaktischen Maßnahmen sicher nur für die großen Einrichtungen machbar und finanzierbar sind. Die LeserInnen finden eine kompetente Einführung in die aktuelle Diskussionen. Am Ende steht eine durchaus gelungene und auch theologisch plausible Synthese der verschiedenen aktuellen Aufgabenstellungen und Dimensionen der Erwachsenenbildung.

*Wolfram Nugel
Pfarrer in Fürstenfeldbruck*

Beate Hofmann, Michael Schibilsky (Hrsg.), Spiritualität in der Diakonie Anstöße zur Erneuerung christlicher Kernkompetenz, Stuttgart 2001 (= Diakoniewissenschaft Band 3), ISBN 3-17-016819-3

Ich beginne mit einer Geschichte – wer die Einleitung des Buches gelesen hat, weiß: auch das gehört zum Thema. Maria und Martha sind komplementäre Figuren, die, jede für sich nicht, sondern nur zusammen wahr sind, ohne, dass man die eine in die andere auflösen und sie so eindeutig machen könnte. Der Versuch zu solcher Eindeutigkeit hat die Auslegung selbst noch in feministischer Blickrichtung lange Zeit bestimmt und in Sackgassen geführt, wie man in Hofmanns Aufsatz (»Feministische Spiritualität«) nachlesen kann. Maria und Martha sind nur gemeinsam wahr: eine komplementäre Wahrheit wie »Jesus ist Gott und Mensch zugleich.« Diakonisches Handeln, perfekt, ökonomisch, professionell ohne Spiritualität ist ebensowenig wahr wie Spiritualität, Frömmigkeit ohne diakonisches Handeln. Beides hat es im Lauf der Geschichte christlicher Kirche gegeben, wobei das eine oder andere Extrem je nach dem eigenen Standort näher lag. Das Interesse des Buches ist es, Spiritualität als die Seele diakonischen Handelns herauszustellen in einer Zeit, die von ökonomischen Überlegungen geprägt ist. Dabei kommt das Buch nicht daher, als ob es lauter Neuentdeckungen zu bieten hätte. Vielmehr werden vorhandene Ansätze aufgenommen, eingeordnet, gewürdigt und so den Mitarbeitenden Mut gemacht, solche Dinge nicht als Reste erhabener (oder überwundener) Tradition anzusehen, sondern zu pflegen und zu entwickeln.

Dabei geht es um die Mitarbeitenden und ihren psychischen »Haushalt« ebenso wie um die Klient/innen und ihre je eigene Lebenslage, aber auch um deren Angehörige, die – gerade, weil sie immer wieder auch zu den der Kirche Fernstehenden gehören – besonders sensibel dafür sind, ob diakonisches Handeln etwas von christlicher Spiritualität verrät. Zur Professionalität diakonischen Handelns gehört es, Maria und Martha beisammen zu lassen, beiden im eigenen Handeln nachzuspüren und gerecht zu werden. Eine Diakonie, die solches (wieder) entdeckt und versucht, kann sich nicht (weiter) von Gemeinde entfernen – sie ist aber auch eine Anfrage an Gemeinden, das diakonische Handeln nicht den Fachleuten zu

überlassen, sondern als Bestandteil eigenen Glaubens zu pflegen. So verstanden ist dieses Buch kein Fachbuch der Diakoniewissenschaft, darf es nicht sein, wenn Maria und Martha in einem Haus wohnen bleiben sollen.

»Mag sein, dass die GemeindepfarrerIn nicht wahrnimmt, wie die Mehrzahl der Mitglieder den Hunger nach Religion stillt« überlegt Cornelia Coenen-Marx und versucht, einen Weg zu einer christlichen Spiritualität zu finden: allen GemeindepfarrerIn und -pfarrerinnen dringend zu lesen empfohlen. Der Ton der Aufsätze legt die Vermutung nahe, es habe sich um eine Vortrags- oder Vorlesungsreihe gehandelt, im Buch habe ich dazu nichts gefunden. Jedenfalls sind die Artikel anregend und gut lesbar und auch der GemeindepfarrerIn empfohlen. Die kommende Diakonie-Synode wird (hoffentlich) zu einem neuen Nachdenken über die diakonische Dimension unseres Handelns führen und darüber, wie sich Diakonie (in) der Gemeinde und die »Groß-« Diakonie der Diakoischen Einrichtungen zueinander verhalten. In diesem Zusammenhang das Buch zu lesen könnte durchaus fruchtbar sein.

Martin Ost

David Trobisch, Mormonen – die Heiligen der letzten Zeit?, Neukirchen-Vluyn 1998, Bahn, 128 S., 24,80 DM

»Die Mormonen sind in ihrer ungewöhnlichen Kombination aus an der Bibel orientiertem Christentum, amerikanischem Pragmatismus, endzeitlichen Erwartungen, wirtschaftlicher Experimentierfreudigkeit, politischem Konservatismus, evangelikalem Eifer und internationalem Engagement immer noch eine dynamische, in manchen Ländern schnell wachsende religiöse Bewegung, die, wie in der Anfangszeit der Bewegung, in Spannung lebt mit der sie umgebenden Kultur.«

Diese respektvolle Charakterisierung der in Deutschland 36 000 Mitglieder in 176 Gemeinden umfassenden »Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage« gehört zum Mormonentum als Neuoffenbarungsreligion. Der Bibelwissenschaftler Trobisch verarbeitet nicht nur wissenschaftliche Monografien und Literatur, die von den mormonischen Glaubensgemeinschaften selbst und deren Gegner herausgegeben wurden, sondern hat auch zusätz-

lich mehrere Reisen an verschiedene historische Stätten dieser Neuen Religion in den USA unternommen sowie mehrere Interviews mit Gemeindegliedern, Missionaren und Pfarrern in Deutschland und Amerika geführt. Herausgekommen ist eine gründliche Darstellung der komplizierten geschichtlichen Entwicklung der vielgestaltigen einzelnen mormonischen Denominationen, eine eingehende, mit der Bibel vergleichende Analyse des Buches Mormon und eine hochinformativ Darstellung einer Reihe bislang so nicht

bekannter Aspekte des Mormonentums. Sachlich fair, um gegenseitig besseres Verstehen bemüht, aber ganz und gar nicht unkritisch schildert Trobisch die mormonischen Sonderlehren, die neben und über der Heiligen Schrift Geltung beanspruchen, wie etwa die rituellen Besonderheiten der „Totentaufe“ oder das mormonische Verständnis von Erlösung als Möglichkeit, Gott zu werden. Auch aktuelle Entwicklungen dieser mit weltweit über 10 Millionen Mitgliedern zu den größten religiösen Sondergemeinschaften gehörenden Neureligion

finden Erwähnung – wissenswert nicht nur, wenn eine Olympiade in der Mormonenhauptstadt Salt Lake City stattfindet (die Anlaß des Buches gewesen ist).

Walter Schmidt,
Pfarrer in Stuttgart

Liebe Leserin, lieber Leser!

Trainer sollen sie sein, die künftigen PfarrerInnen, Anleiter, ModeratorInnen. Die Begeisterung scheint allgemein: Pfarrer, die nicht mehr »alles« machen müssen, Ehrenamtliche, die »endlich« die Freiheit haben, alles zu machen.

Ich denke an die »Sportschau«, die ich (manchmal) mit sehe: Trainer – das sind doch die Herren am Spielfeldrand. Früher haben sie selbst einmal Fußball gespielt, aber das ist jedes Jahr ein Jahr länger her. Wie gut sie seinerzeit waren, scheint mit ihren jetzigen Erfolgen als Trainer in direktem Zusammenhang zu stehen.

Da sitzen sie also auf ihrer Bank und schreien sich die Lunge aus dem Leib: »Schieß doch!« »Ja, freilich«, denkt der Spieler, »der hat leicht reden!« Vom Spielfeldrand aus hat man manchmal mehr Überblick – aber gespielt wird dort trotzdem nicht.

Hinterher erklären sie, was auf dem Spielfeld los war, nehmen die Mannschaft in Schutz, reden ein Spiel besser als es war, greifen die Medien an, die anderes gesehen haben. Sie pflegen die Marotten ihrer Stars und sollen aus Individuen eine Mannschaft machen. Gespielt wird anderswo, aber entlassen werden die Trainer, wenn der Erfolg der Mannschaft die Geldgeber nicht überzeugt.

Kurz: Fußballtrainer machen alles – außer Fußball spielen.

Soll das unsere Rolle als GemeindepfarrerInnen sein: dass wir alles machen außer Pfarrer? Dass wir sagen, wohin die Bänke fürs Gemeindefest kommen, aber beim Auf- und Abbauen natürlich nicht mithelfen? Schlimm genug, wenn es so etwas gibt. Aber es

darf doch nicht sein, dass das unser Bild vom Miteinander der Haupt- und Ehrenamtliche wird! Jedenfalls entsteht daraus nicht die Partnerschaft, die Ehrenamtliche sich wünschen. Und ob man dafür noch Theologie studieren muss, ist ja auch die Frage.

Natürlich müssen wir zu einem neuen Miteinander finden, natürlich werden Ehrenamtliche künftig noch mehr machen müssen (und auch können), wenn die hauptamtlichen Stellen (noch) weniger werden. Aber in all den Überlegungen, wie das Pfarramt dann aussehen sollte, kenne ich keine so entsetzliche wie die vom Trainer, der sagt was andere und wie sie es tun sollen und sitzt auf seiner Bank und läßt sie machen und versucht ihre Fehler auszubügeln oder zu erklären (natürlich nach dem Spiel!) und die Spieler sind verschwitzt, während der Trainer in Anzug und Krawatte auf der Bank sitzt und wenn er einen Trainingsanzug anhat, wirkt er ziemlich verkleidet.

Also lieber den »Spielertrainer«, der mit spielt und trainiert. Der Dekan als auch-Pfarrer, die Oberkirchenrätin mit kleinem Gemeindeauftrag, der Dienststellenleiter mit Tätigkeit in seinem Arbeitsgebiet. Aber dann hören wir, wie wichtig es ist, Leitungsaufgaben professionell zu machen, keine Vermischung von Leitung und Begleitung. Ob wir da wirklich auf dem richtigen Weg sind? Wie trainieren die, die nicht mehr spielen? Wir sollten ehrlich darüber nachdenken. Auch darüber, wie weit die schlechte Stimmung vieler PfarrerInnen damit zu tun haben könnte,
meint Ihr

Martin Ost

Ankündigungen

Evangelische Frauenarbeit Bayern (EFB)

■ Konfession: Protestantisch!

Auf der Suche nach (m)einer evangelischen Identität

Studententag

Samstag, 11. März 2006 von 10.00 - 16.00 Uhr
Ort: Tagungs- und Gästehaus im FrauenWerk
Stein e. V (Festsaal)

Evangelische Frauen suchen häufig im Dialog mit anderen Religionen nach Gemeinsamkeiten. Doch gerade dabei ist es gut zu wissen, was mich in meinem eigenen Glauben prägt und was mich trägt. Es geht um die Frage nach der evangelischen Identität – für jede persönlich, aber auch im eigenen Verband, in der evangelischen Frauenarbeit.

Wir fragen nach den Wurzeln unseres eigenen, protestantischen Glaubens. Was ist daran un-

verzichtbar? Was macht unseren Glauben für uns so besonders? Wodurch unterscheiden wir uns von Frauen anderer Glaubensrichtungen? »Wer sind wir als Protestantinnen?« Ein theologischer, biografischer und persönlicher Zugang Vortrag mit Thesen und Diskussion, Referentin: Frau Prof. Dr. Renate Jost, Professorin für theologische Frauenforschung / feministische Theologie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau - »Was bedeutet dieses protestantische Verständnis für die evangelische Frauenarbeit?« In Fortsetzung zum Vormittag fragen wir uns:

- Wie vertreten wir unsere Überzeugung in unserer jeweiligen evang. Frauenarbeit? - Wo und wie sind wir »vor Ort« erkennbar?

- Wie nahe sind wir bei den Frauen?

- Was bedeutet unser protestantisches Verständnis für die Arbeit im Dachverband?

Kosten: 10 Euro einschließlich Mittagessen und Stehkafee für Delegierte zur Mitgliederversammlung und deren Stellvertreterinnen kostenfrei

Anmeldung umgehend an: Evang. Frauenarbeit in Bayern, Tel.: 09 11 - 68 06 -155, Fax 09 11 - 68 06 - 177,

e-Mail: efb@frauenwerk-stein.de

Pastoralkolleg Neuendettelsau

■ Konkurrenz und Konflikte in der Kirche

3.-7. Mai 2006

Was vielen auf den Nägeln brennt, wird weithin verdrängt: Warum ist es so schwer, über Konkurrenz und Konflikte im Beruf zu sprechen und sie konstruktiv zu bearbeiten? Theologische Zugänge zu Konkurrenzserfahrungen (die jeder sammelt) und das Erproben von Konfliktlösungsstrategien (die jeder braucht) werden sich ergänzen.

Mit Dr. Reiner Knieling, Dozent für Neues Testament und Praktische Theologie, Wuppertal, und Werner Kreuz, Diplom-Psychologe, Stuttgart

Leitung: Dr. Christian Eyselein

■ Heimkommen. Bilder der Seele und Segensworte in der Begleitung von Sterbenden

23.-26. November 2006

Den Bildern nachspüren, die für uns selbst tragend und tröstlich sind. Kleine Rituale entwickeln, Segensworte formulieren - sorgsam bedacht auf die Menschen, die wir begleiten wollen.

Mit Dr. Brigitte Enzner-Probst, Pfarrerin, München

Leitung: Dr. Karl-Heinz Röhlhlin

■ Heiliger Geist - heilende Kraft: Die neue Sehnsucht nach Heilung

4.-18. Oktober 2006

»Heilwerden« - ureigenster Wunsch jedes Menschen. In der Nachfolge Jesu wird die Urgemeinde zur »heilenden Glaubensgemeinschaft«. Heute entdecken Christinnen und Christen die verloren gegangene Heilungstradition wieder - zum Teil mit wunderlichen Blüten. Der Kurs sucht eine kritische Würdigung neuer Heilungskonzepte und fragt, was sie für die kirchliche Praxis bedeuten.

Verschiedene Formen meditativen Betens lassen Heilsames spüren.

Mit Pfarrer Bernhard Wolf, Lehrbeauftragter für religiöse Gegenwartskultur, Bayreuth

Leitung: Dr. Karl-Heinz Röhlhlin

■ Seelsorge in der Schule mit Themenzentrierter Interaktion (TZI)

25. bis 31. Oktober 2006

TZI ist auch als Kompass für Beratungs- und Seelsorgearbeit in der Schule wirkungsvoll. Der Kurs führt allgemein in das System der TZI ein: Wie können die Themen des Gegenübers formuliert und als Richtschnur für den Gesprächsverlauf genutzt werden? An einer partnerschaftlich-solidarischen Haltung und echter Offenheit werden die Teilnehmenden praxis- und situationsbezogen üben. Eine Anrechnung auf die TZI-Ausbildung ist möglich.

Kurs in Kooperation mit dem RPZ Heilsbronn, v. a. für Lehrkräfte für evangelischen Religionsunterricht am Gymnasium (Religionsphilologen/-philologinnen, Pfarrer/-innen im Schuldienst). Mit Jens G. Röhlhlin, TZI-Lehrbeauftragter, Berlin und Karin Schedler, Pfarrerin und Studienrätin, Fürth

Leitung: Karin Hüttel

■ Bekennen und Bezeugen. Vom Mut zum Widerspruch

8.-22. November 2006

Man wird zwar nicht gleich über die Mauer geworfen (Markus 12,8), wenn man heute aus Glaubensgründen widerspricht. Riskant ist es trotzdem, die Formen sind nur feiner. Oft ist es bequemer zu schweigen. Mut zum Zeugnis? Immer wieder hatten und haben ihn Frauen und Männer in der Kirche, manche bis zum Martyrium. Mut kann uns zuwachsen, wenn wir ihnen begegnen.

Mit Prof. Dr. Manfred Seitz, Professor für Praktische Theologie/Pastoraltheologie, Bubenreuth

Leitung: Dr. Christian Eyselein

Anmeldestand und Informationen zu den Referenten finden Sie unter www.pstoralkolleg.de
Anmeldung: Büro des Evang.-Luth. Pastoralkollegs, Kreuzlach 13 b, 91 564 Neuendettelsau, Tel.: 0 98 74 - 52 50, Fax 0 98 74 - 45 31, e-Mail: evang@pastoralkolleg.de

Evang. Bildungszentrum Hesselberg

■ Straße und Stille

14.06. (18.00 Uhr) - 18.06.06 (13.00 Uhr)

Mit dem Motorrad auf kleinen Straßen Landschaft und Natur erleben. Gemeinsame Schweigezeiten geben den Tagen den Rahmen. Am Vormittag in der großen Gruppe unterwegs sein und gemeinsam eine Kirche besichtigen. Am Nachmittag in der kleineren Gruppe eine längere oder kürzere Ausfahrt genießen, je nach Lust und Tagesform. Gemeinschaft in der Gruppe in der gastlichen Atmosphäre des Hesselbergs erleben.

Das Seminar ist offen für alle Motorradfahrerinnen und Motorradfahrer, unabhängig von der PS-Zahl des Motorrads und der Fahrerfahrung.

Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 161,00 Euro; DZ: 143,00 Euro; o.Ü: 87,50 Euro + Seminargebühr: 110,00 Euro. Im Preis sind alle Mahlzeiten enthalten.

Leitung: Sylvia Böttger, Pfr. Bernd Reuther

■ EPL-Gesprächstraining: Den richtigen Ton finden

07.07. (18.00 Uhr) - 09.07.06 (15.00 Uhr)

Glückliche Paare haben ein Geheimnis. Sie können »gut« miteinander reden. Das klingt einfach. Doch wie oft haben Sie im Alltag das Gefühl, aneinander vorbei zu reden. Ein Wort gibt das andere, schnell hängt schon mal der Hausseggen schief. Wie es besser geht, können Paare beim EPL-Gesprächstraining lernen. Persönliche Themen besprechen die Paare selbstverständlich räumlich getrennt von den anderen Paaren.

Leitung: speziell ausgebildete EPL-Kursleiterinnen

Verantwortlich: Evelin Göbel, Amt für Gemeindedienst; Pfr. Bernd Reuther, EBZ Hesselberg

Anmeldung und Kosten über: Amt für Gemeindedienst, Frau Göbel, Sperberstr. 70, 90461 Nürnberg, Tel.: 09 11 - 4 31 62 24

■ Fit in 8 Tagen - Neuen Schwung ins Leben bringen

30.07. (18.00 Uhr) - 06.08.06 (10.30 Uhr)

Unter dem Motto »Fit in 8 Tagen« sollen die Teilnehmenden in kurzer Zeit wieder Schwung ins Leben bringen. Ausspannen vom Alltag, neue Eindrücke sammeln und zugleich die Seele baumeln lassen und zur Ruhe kommen, dies alles möchte die Veranstaltung ermöglichen. Das Programm ist daher sehr vielfältig. Passagen der Ruhe und Entspannung wechseln sich ab mit Ausflügen in die umgebende Natur. Das Programm lässt auch genügend Zeit, sich mit sich selbst und dem eigenen Leben zu beschäftigen.

Leitung: Werner Hajek, Pfr. Bernd Reuther

Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 275,50 Euro; DZ: 243,00 Euro + Seminargebühr 99,50 Euro + Eintrittsgelder etc.

Kontakt: Evang. Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen, Tel.: 0 98 54 - 10 -, Fax: 0 98 54 - / 10 -50 e-Mail: info@ebz-hesselberg.de

FZ

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Gestorben sind:

Dr. Oswald Henke, 95 Jahre, zuletzt Rektor des Missionsseminars Neuendettelsau, am 19. 01. 2006, in Neuendettelsau (Witwe: Ingeborg)

Hermann Blendinger, von 80 Jahre, zuletzt in Würzburg Deutschhaus, am 23. 12. 2005, in Gutenstetten (Witwe: Theodora)

Reinhold Schultz, zuletzt Dekan in Oettingen, 95 Jahre, am 27. 12. 2005 in Nördlingen (Witwe: Frieda)

Siegfried Rusam, 90 Jahre, zuletzt in Osternohe, am 01. 02. 2006 in Ansbach (Witwe: Annaliese)

Studienzentrum für evang. Jugendarbeit in Josefstal

■ Alles anders – alles besser? Evangelische Jugendarbeit als Anwältin für Lebenschancen

26.-28. April 2006

Ort: Josefstal

»Fördern und Fordern« lautet die zentrale Botschaft von »Hartz IV«. Unter diesem Leitspruch soll der Umbau des Sozialstaates eingeleitet werden. Fördern und Fordern ist aber auch schon seit über 30 Jahren das pädagogische Grundprinzip unter der Leitidee »Erfolg organi-

sieren« in der berufsbezogenen Jugendhilfe im evangelischen Trägerbereich

Das Seminar soll Einblick geben, was sich hinter »Hartz IV« verbirgt und einzelne Regelungen verdeutlichen. Weiter soll das Prinzip »Fördern und Fordern« als pädagogischer Handlungsleitfaden anhand der berufsbezogenen Jugendhilfe reflektiert werden. Ziel ist praxisorientierte Antworten für die konzeptionelle Weiterentwicklung und inhaltliche Positionierung der evangelischen Jugendarbeit zu geben, damit diese ihrem Anspruch gerecht wird

Leitung: Rainer Brandt, Pfarrer, Studienleiter, Josefstal, Kurt Braml, Geschäftsführer Jugendsozialarbeit Bayern, Klaus Schenk, Dipl.-Sozialpädagogen (FH), Landesreferent Jugendsozialarbeit Bayern

Kosten: 170,00 EUR incl. Vollpension im EZ, Fahrtkostenzuschuss: bis zu 50,00 EUR aus KJP-Mitteln möglich

■ Lebenskunst: Alltag gestalten – Balance finden – Meditation und Spiel Raum geben

Psychodrama/Bibliodrama-Seminar

24.-28. April 2006

Ort: Studienzentrum Josefstal.

Buchtitel wie »Mit sich selbst befreundet sein« oder »Es wird Zeit, dass wir leben« sind Anzeichen dafür, dass es ein Bedürfnis nach »Lebenskunst« gibt. Viele Menschen sind auf der Suche danach, ihr Leben in einer sinnvollen Balance zwischen Familie, Beruf und sich selbst, zwischen Aktivität und Zur-Ruhe-Kommen zu gestalten.

Wir wollen uns bei dieser Suchbewegung durch die bibliodramatische Belebung von Texten aus der alttestamentlichen Weisheitsliteratur wie solchen, die Jesu Reden und Handeln schildern, unterstützen lassen.

An geeigneter Stelle des Seminars werden wir gemeinsam zusammentragen, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen die gemachten Erfahrungen in das eigene berufliche Handlungsfeld zu übertragen sind.

Letzte Meldung

»Sie hätten es gar nicht schöner sagen können als ich!«

Gehört bei der Herbsttagung des PfarrerInnenvereins

Das Seminar gilt auch als Baustein innerhalb der Weiterbildung in Bibliodrama-Leiten.

Leitung: Ursula Runschke, Psychodramaleiterin, Bibliodramalehrerin, PD Dr. Uta Pohl-Patalong, Pfarrerin, PD Universität Bonn; Bibliodrama und Bibliolog-Lehrerin, Hamburg

Kosten: 371,00 EUR incl. Vollpension im EZ, Fahrtkostenzuschuss: bis zu 50,00 EUR aus KJP-Mitteln möglich

Anmeldung: Studienzentrum Josefstal per eMail an Studienzentrum@josefstal.de, Info-Tel.: 0 80 26 - 97 56 -24 (Frau Hirsch)

Neuendettelsau – ideal für den Ruhestand:

Ruhe, Geborgenheit, Freier Blick ins Grüne, zentrale Lage:

3 Zi ETW,

ca. 109 qm, 2. OG, Lift, TG, Keller; WZ. 33 qm. mit Südbalk. und Südlogg., Schlafzi. 19 qm. m. Südlogg., Arbzi. 19 qm., gr. Küche, Bad m. DU/Wanne/WC/Bid.; Gäste WC, Exclusive Ausstat. Gepflegtes Haus
220.000 Euro

priv. Tel.: 0 98 74 - 50 72 55

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de